

„Waid-Gerechtigkeit“ Grundzüge einer christlichen Ethik der Jagd

M. ROSENBERGER

Wo immer heute („Hobby-“) JägerInnen öffentlich in Erscheinung treten, rufen sie in unserer Gesellschaft vielfachen Widerspruch und starke Gefühle der Antipathie hervor. In diesem Widerspruch und dieser emotionalen Feindseligkeit nicht gerade kleiner Teile unserer Gesellschaft mag sich viel Unkenntnis über das Waidwerk spiegeln. Es mag darin weiterhin die Naturferne (und damit Wirklichkeitsferne) städtischer Bevölkerungsgruppen zum Ausdruck kommen, die das Töten von Tieren jenseits von Insekten nicht mehr kennen. Auch wird die Aggression gegen JägerInnen wohl oft einem versteckten, weitgehend unbewussten Ressentiment gegen die wohlhabende Oberschicht entspringen, der zumindest die HobbyjägerInnen seit Jahrhunderten zum allergrößten Teil angehören (und - ganz ehrlich - viele JägerInnen pflegen ja auch das Statussymbol Jagd als solches durch ein entsprechendes Gehabe!).

Es gibt also eine Reihe von Ursachen für die Umstrittenheit der Jagd. Eine aber - und auf diese werde ich mich im Folgenden konzentrieren - hat womöglich mehr Bedeutung als man denkt: Es gibt paradoxerweise keine ausgearbeitete und solide reflektierte Ethik der (Freizeit-) Jagd. Ich bitte um sorgfältige Beachtung dessen, was ich damit meine:

Natürlich hat die Tradition des Jagens eine Vielzahl ethisch bedeutsamer Regeln, Rituale und Wertvorstellungen hervorgebracht und überliefert. Aber einerseits sind diese für die heutige Zeit nur teilweise angemessen, und andererseits sind sie bislang keiner kritischen, d.h. wissenschaftlichen Reflexion unterzogen worden. Auch fehlt ihnen weitgehend eine offizielle Anerkennung durch den JägerInnenstand und erst recht durch die Gesellschaft als ganze - weil sie nämlich nicht als zusammenhängender Ethikcodex verabschiedet und mit Sanktionen gegen Verstöße versehen wurden.

Da und dort gibt es erste Überlegungen von JägerInnen, wie eine solche Jagdethik unserer Zeit aussehen könnte. Ich halte diese Versuche für sehr wichtig, weil sie das Bemühen zeigen, dem Defizit zu Leibe zu rücken. Aber es fehlt ihnen doch die nötige „Technik“ der EthikerInnen. Und leider - ich halte es für eine echte Schande - haben diese, also meine theologischen und philosophischen KollegInnen, es ihrerseits bisher nicht für nötig gehalten, eine Jagdethik zu entwerfen¹.

Das als Ethiker zu tun, setzt eine gehörige Einarbeitung in die Probleme, Ziele und Methoden heutiger Jagd voraus. Der Entwurf einer Ethik für einen sehr spezifischen, hoch komplexen Sachbereich wie die Jagd ist nur im Dialog zwischen Handelnden (hier den JägerInnen), von diesem Handeln Betroffenen (hier etwa Land- und ForstwirtInnen sowie Natur- und Tierschutzfachleuten) und EthikerInnen möglich. Was ich im Folgenden vortrage, verdankt sich solchen Dialogen. Es ist aber angesichts des bisherigen Vakuums jagdethischer Reflexionen nicht mehr als ein Erstversuch, eine Annäherung, die sicher noch Korrekturen, Ergänzungen und Präzisierungen braucht. Die Debatte ist eröffnet, und je intensiver sie geführt wird, umso mehr können die folgenden Ausführungen als erfolgreich angesehen werden.

1 Methodische Vorüberlegungen

Ehe ich mich der Jagdethik zuwende, sind einige methodische Vorklärungen unerlässlich, die das Herangehen und die Arbeitsbereiche der Ethik klären.

¹ Die vergleichsweise kurzen und allgemein gehaltenen Artikel zum Stichwort „Jagd“ im Lexikon für Theologie und Kirche Bd. 5 (1996), 708f (Hans Jürgen Münk) und im Lexikon der Bioethik Bd. 2 (1998), 327-332 (Paul Müller) belegen das Defizit mehr als sie ihm abhelfen können.

1.1 Die drei Dimensionen ethischer Reflexion

Zunächst einmal gibt es drei Dimensionen, man könnte auch sagen: drei Kanäle, über die wir Menschen ethische Einsichten vermitteln. Ihnen entsprechen dann drei Dimensionen der Reflexion, also der Ethik als Wissenschaft.

Die erste dieser Dimensionen ist die Tugendethik: Sie reflektiert Grundhaltungen, die das menschliche Handeln bestimmen (diese Grundhaltungen sind es, die wir in der Ethik „Tugenden“ nennen); Motivationen, Überzeugungen und Wertvorstellungen, die den handelnden Menschen erfüllen und zum Handeln bewegen; Vorstellungen vom Beitrag, den ein konkretes Handeln zur Sinnerfüllung des menschlichen Lebens leistet; gelebte Beispiele und Modelle, wie diese Grundhaltungen und Wertvorstellungen gelebt werden können. Tugenden beziehen sich auf die Person des Handelnden. Diese soll gut sein. - Um es an einem Beispiel der allgemeinen Ethik deutlich zu machen: Eine wichtige ethische Grundhaltung oder Tugend ist die Wahrhaftigkeit. Tugendethik denkt also darüber nach, was Wahrhaftigkeit ist und was nicht; welche Wertvorstellungen sich dahinter verbergen, wenn wir Wahrhaftigkeit fordern; warum und inwiefern ein Leben in Wahrhaftigkeit sinnvoll und erfüllend ist; und welche Menschen uns die Wahrhaftigkeit vorbildlich vorgelebt haben.

Tugenden sind sehr allgemein und umfassend konzipiert. Handeln ist aber im Einzelfall sehr konkret. Deswegen braucht es die zweite Dimension der sog. Normethik: Normen sind, wie es das lateinische Wort „norma“ sagt, Richtlinien und Regeln. In ihnen werden Prioritätensetzungen und Grenzziehungen für relativ konkrete Einzelsituationen festgelegt. Sie sind gleichsam Gebrauchsanweisungen zur Verwirklichung der

Grundhaltungen in einer spezifischen Situation. Die Handlung, nicht der Handelnde ist ihr Referenzpunkt. Diese Handlung soll richtig sein. Normen gelten daher nur, wenn die in ihnen gemeinte Situation gegeben ist, und selbst dann nur „in pluribus“, wie Thomas von Aquin sagt, in der Mehrzahl der Fälle. Normen gelten nie ausnahmslos, im Gegenteil, begründete „Ausnahmen bestätigen die Regel“, wie ein Sprichwort lautet. Und manchmal gibt es für einen Teil solcher Ausnahmen wiederum eine untergeordnete Regel. - Auch hier ein Beispiel: Die Norm „Du sollst nicht töten!“ bezieht sich auf zwischenmenschliche Konfliktsituationen. Im Regelfall darf ein Mensch seinen Mitmenschen nicht töten. Aber es gibt Ausnahmen von dieser Regel, deren am meisten anerkannte die der Notwehrtötung darstellt: Wenn ich mich eines Angreifers, der mein Leben bedroht, nur durch dessen Tötung erwehren kann, wenn es also kein anderes aussichtsreiches Mittel der Verteidigung in Lebensgefahr gibt, dann ist die Tötung des Aggressors gerechtfertigt.

Tugenden werden hauptsächlich über vorbildhaftes Verhalten vermittelt, Normen über die verbale Einschärfung von Regeln. Ein dritter Weg der Vermittlung ethischer Einsichten besteht darin, diese (und zwar sowohl bezogen auf die Güte des Handelnden, also auf Tugenden, als auch auf die Richtigkeit der Handlung, also auf Normen) symbolisch oder rituell auszudrücken. Das reflektiert die Ethik der Symbole und Rituale: Es geht um die nonverbale, aber oft sehr dichte und emotional ansprechende Vermittlung von Wertvorstellungen in gleichförmigen Zeichenhandlungen. Wenn z.B. in der christlichen Eucharistie Brot gebrochen und ausgeteilt wird, steckt darin eine enorm dichte ethische Botschaft: Leben heißt miteinander teilen (Norm). Leben heißt Gerechtigkeit und Geschwisterlichkeit (Tugenden). Leben heißt Gemeinschaft (Wertvorstellung).

Die Tradition der Jagd hält für alle drei Bereiche genügend Stoff bereit: Es gibt Grundhaltungen, Tugenden, die das Bild des guten Jägers skizzieren. Es gibt Normen, Regeln, die das richtige Verhalten des Jägers in konkreten Situationen vorschreiben. Und es gibt Rituale, die mindestens teilweise eine Ahnung von den Wertvorstellungen der Jagd symbo-

lisch vermitteln wollen.

Wenn wir im Folgenden die drei Dimensionen einer Jagdethik hintereinander betrachten, ist freilich im Blick zu behalten, dass diese nicht lupenrein voneinander getrennt, sondern ineinander verflochten sind. Es besteht eine intensive Wechselwirkung zwischen Grundhaltungen der Handelnden, Regeln für die Handlungen und Symbolen, die die Handelnden und ihre Handlungen begleiten.

1.2 Das Beziehungsnetz des Jägers

Ein zweiter Komplex, zu dem ich methodische Vorbemerkungen machen möchte, betrifft die Subjekte, die in ethischen Betrachtungen Berücksichtigung verdienen. Früher - also z.B. in der Ethik Immanuel Kants - hat man hier nur die Menschen als relevant angesehen. Kants Begründung dafür lautete, dass nur sie vernunftfähig und moralfähig seien. Weil aber Ethik eine Sache reziproker Beziehungen sei, könnten nur die Menschen moralische Berücksichtigung finden.

Heute sind wir weiter. Wir haben die alte aristotelische Einsicht wieder entdeckt, dass ja auch Tiere und Pflanzen ein eigenständiges Leben führen, sich selber Ziele setzen, diese zu verwirklichen suchen und damit „Subjekte eines Lebens“ (Tom Regan) sind. Sie haben daher einen eigenen Wert und gehen nicht darin auf, für den Menschen da zu sein. Folglich verdienen sie Respekt - sie müssen gerecht behandelt werden.

Nun hat jedes Handeln nicht nur Folgen für bestimmte Individuen, sondern auch für „Systeme“, wie die Soziologen sagen. Und diese systemischen Folgen müssen in eine ethische Betrachtung einbezogen werden, soll diese umfassend sein. Damit ergibt sich folgendes Beziehungsnetz des Jägers (siehe *Grafik*):

Zwischen diesen Subjekten und Systemen gilt es nun, Gerechtigkeit herzustellen, Ausgleich zu schaffen. Gerechtigkeit, das ist klassisch in der griechischen Philosophie: Jedem Betroffenen das seinen Bedürfnissen Entsprechende

geben und von jedem Betroffenen das seinen Möglichkeiten Entsprechende verlangen. Gerechtigkeit herzustellen bedeutet also, in einer zwangsläufig konflikthaften Welt, deren Ressourcen und Freiräume eng begrenzt sind, einen Ausgleich herzustellen zwischen den verschiedenen, miteinander konkurrierenden Bedürfnissen und Interessen. Niemand darf alles für sich reklamieren, und niemand soll leer ausgehen. Jeder soll einen angemessenen Teil vom „Kuchen“ erhalten. Insbesondere in der Normethik geht es darum, diesen angemessenen Teil für konkrete Situationen genauer zu bestimmen.

1.3 Die grundsätzliche Berechtigung der Jagd

Indirekt zeigt uns diese kurze Betrachtung des Beziehungsnetzes des jagenden Menschen bereits, dass die Jagd nicht prinzipiell verwerflich ist. Denn erstens ist der Mensch auf das Töten nichtmenschlicher Lebewesen angewiesen, und zwar zu Nahrungszwecken ebenso wie zu anderen lebenserhaltenden Zwecken. Auch das Ernten eines Salatkopfes bedeutet ja die Tötung eines Lebewesens, und das Fällen eines Baumes, nicht zu Nahrungszwecken, aber zur Lebenserhaltung des Menschen, ist ebenfalls eine Tötungshandlung. Die Tatsache, dass das höher entwickelte Tier Schmerz empfindet, ist dann zwar als gradueller Unterschied relevant, aber eben nur quantitativ, nicht qualitativ. Sie ändert nichts daran, dass der Mensch von anderen Lebewesen lebt und auf ihre Tötung angewiesen ist.

Ein zweites: Zu Nahrungszwecken wäre die Jagd zwar heute in den Industrieländern nicht mehr nötig, sie bleibt es aber zum Erhalt des ökologischen Gleichgewichts und des Artenreichtums in Räumen, in die der Mensch ohnehin eingreift. Und drittens darf nicht vergessen werden, dass die Jagd dem Tier im Regelfall viel weniger zumutet als die Tierhaltung auf dem Bauernhof und erst recht als die Massentierhaltung.

Mitmenschen (bes. JägerkollegInnen)		Tiere (jagdbare und nicht jagdbare)
	JägerIn	
System Wirtschaft (Jagd-, Forst-, Land-, Tourismuswirtschaft)		Ökosystem/Biosphäre

Das Reh wird zwar getötet, hat aber ein wahrscheinlich langes und glückliches Leben in Freiheit gehabt.

Solche Grundeinsichten stehen im Hintergrund, wenn auch die Bibel die Tötung von Tieren grundsätzlich erlaubt². Sie weiß zwar einerseits, dass der Idealfall des Paradieses, in dem kein Lebewesen getötet wird, als Vision orientierende und motivierende Kraft für den Menschen hat, seine Gewalt möglichst weit zu reduzieren. Deswegen führt sie uns diese Vision an verschiedenen Stellen vor - gleich ganz am Anfang in der ersten Schöpfungserzählung (Gen 1: dort werden dem Menschen nur die grünen Pflanzen zur Nahrung gegeben, die man damals nicht als Lebewesen erkannte), aber auch in prophetischen Texten über die messianische Endzeit (Jes 11: da heißt es sogar, dass der Löwe Stroh frisst) und - nur dem kundigen Bibelleser erkenntlich, weil in einen Halbsatz abgekürzt - im Evangelium (Mk 1,13: Jesus lebt in der Wüste friedlich mit den wilden Tieren zusammen; in seinem Kommen beginnt das Paradies Wirklichkeit zu werden, in dem auch Tiere nicht mehr töten oder getötet werden)³.

Diese Texte sind Utopien, Idealbilder, die unsere Sehnsucht wecken nach einer gewaltfreien Schöpfung, die aber nicht die Konflikte im Hier und Heute lösen wollen. Das tun andere biblische Texte, allen voran die Erzählung vom Noachbund (Gen 9). Da schließt Gott einen Bund mit Noah, mit dessen Familie und ihren Nachkommen für alle Generationen „und mit allem was lebt“. Die Tiere sind also BundesgenossInnen Gottes, auch ihnen soll nach Gottes Willen Gerechtigkeit widerfahren. Dennoch wird ausdrücklich gesagt, dass der Mensch sie maßvoll, so weit er das für seinen eigenen Lebensunterhalt braucht (!), töten und essen darf.

Die Jagd pauschal zu verbieten ist daher weder philosophisch noch theologisch

² Siehe dazu besonders: Michael Rosenberger 2001, Tiere als Mitgeschöpfe, in: Ders., Im Zeichen des Lebensbaums. Ein theologisches Lexikon der christlichen Schöpfungsspiritualität, Würzburg, 157-165.

³ Siehe dazu besonders: Michael Rosenberger 2001, Schöpfungsfrieden, in: Ders., Im Zeichen des Lebensbaums. Ein theologisches Lexikon der christlichen Schöpfungsspiritualität, Würzburg, 123-126.

begründbar. Allerdings muss sich der Jäger in jedem konkreten Einzelfall rechtfertigen - insbesondere der Hobbyjäger⁴. Jagdliches Tun ist nicht ethisch beliebig oder neutral, sondern enthält Momente, die nur dann für richtig befunden werden können, wenn sie gewisse Kriterien erfüllen. Und genau die Bestimmung solcher Kriterien ist Aufgabe der Ethik.

2 Ethische Grundhaltungen des Jägers/der Jägerin (Tugendethik)

Wie angekündigt möchte ich jetzt in einem ersten Schritt nach den Grundhaltungen fragen, die eine JägerIn mitbringen muss, wenn er oder sie sich als moralisch gut betrachten möchte. Allerdings brauchen wir - insbesondere mit Blick auf HobbyjägerInnen - eine Vorüberlegung, damit diese Reflexion zu sachgemäßen Ergebnissen führen kann.

2.1 Vorüberlegung: Was ist das Lustvolle an der Jagd und am Beute machen?

Mehr als viele andere Betätigungen des Menschen scheint es der Jagd eigen zu sein, dass sie im Jagenden starke Emotionen hervorruft und große „Lust“ erzeugt. Das ist keineswegs schlecht oder verwerflich, im Gegenteil: Wenn jemand sein Handwerk mit Freude tut, ist das grundsätzlich zu begrüßen. Allerdings gilt es, die Aspekte der Lust oder Freude ehrlich wahrzunehmen. Denn gerade die Emotionen bedürfen im moralisch guten Leben einer ständigen Formung. Sie müssen gelenkt und gestaltet und manchmal auch begrenzt werden, damit sie wirklich zum Guten führen. Um sie aber gestalten zu können, muss man sie erst einmal wahrnehmen und ehrlich zugeben.

In meinen Gesprächen mit und meiner Beobachtung von JägerInnen habe ich v.a. vier starke Motive entdeckt, die freilich nicht alle mit derselben Klarheit benannt und zugegeben werden:

- Freude an der Natur: Das ist jenes Motiv, das sicherlich am häufigsten

⁴ Der schlichte Verweis darauf, dass auch in der Natur Beutegreifer ihre Opfer töten, liefert jedenfalls noch keine Rechtfertigung für den Menschen. Wir sind eben keine Tiere, sondern vernunftbegabte Wesen, die ihr Tun (selbst-) kritisch reflektieren können und müssen.

genannt wird, und meistens auch als erstes. Klar, in unserer sehr naturfernen Industriegesellschaft kann und wird es Freude bereiten, wenn man den Zwängen der Zivilisation entflohen die Stille und den Frieden der Natur genießen und das vielfältige Leben in ihr beobachten kann. Daher könnte man leicht meinen, das sei die für die JägerInnen wichtigste und vorherrschende Motivation. In Wirklichkeit scheint sie mir zwar ein Beweggrund für die Jagd zu sein, aber nicht der einzige und meist auch nicht der wichtigste. Denn Freude an der Natur könnte man ebenso gut als TierbeobachterIn oder als TierfotografIn haben. Dafür bräuchte man doch nicht schießen und Beute machen. Es müssen also noch andere Motive hinzukommen.

- Spannung eines sportlichen Wettbewerbs: Nicht umsonst wird die (Hobby-) Jagd häufig „Sport“ genannt. In der Tat hat sie einige wesentliche Elemente mit praktisch allen Sportarten gemeinsam - jedenfalls wo diese als Wettkampf ausgeübt werden. Wettkämpfe haben einen ihrer größten Reize in der Spannung ob des ungewissen Ausgangs. Sowohl die SportlerInnen als auch die ZuschauerInnen empfinden einen Wettkampf besonders dann als packend, wenn nicht von vornherein feststeht, wer ihn gewinnen wird. Das gilt analog für die Jagd. Der Jäger empfindet sein Tun als eine Art Wettkampf mit dem Wild. Es ist nicht sicher, ob er am Ende mit einer prächtigen Beute nach Hause kommt. Vielmehr muss er das Tier überlisten, es aufspüren, den günstigen Moment für den Schuss abwarten und dann treffen. Das fordert eine Menge Kenntnis, Geduld, Können. Genau darin liegt ein wesentlicher Reiz des Jagens (nicht umsonst verwenden wir für die Ballsportarten oft dasselbe Vokabular wie für die Jagd: Man „lauert“ und „jagt“ dem Ball hinterher, „schießt“ und „trifft“).
- Machtgefühl: Mag das Moment der Spannung vielleicht noch akzeptabel scheinen, so wird das dritte Motiv des Jagens vermutlich von den allermeisten JägerInnen verleugnet. Jagen ist Machtausübung. Der Jäger beherrscht das Wild, er bemächtigt sich des Wildes, indem er Beute macht. Er

eignet sich etwas an, das ihm zuvor nicht gehört. Die Attraktivität eines derartigen Machtgefühls zeigt sich dann z.B. darin, dass JägerInnen sich die Freiheit der Entscheidung, ob und welches Tier sie töten, äußerst ungern nehmen lassen. Da hat ihnen niemand hineinzureden. Und am liebsten schieben sie die vorgesehenen Abschüsse bis ans Ende der Jagdzeit hinaus, damit dieses Gefühl, noch wählen und Beute machen zu können, möglichst lange erhalten bleibt.

- Gesellschaftlicher Status: Gerade für HobbyjägerInnen spielt es keine geringe Rolle, welchen Status man der Jagd traditionell beimisst. Von den „primitivsten“ (= ursprünglichsten) Kulturen auf der Stufe der Sammler und Jäger durch das gesamte ständisch organisierte Mittelalter bis hin zur modernen Industriegesellschaft ist das Jagen einer der Bereiche, in dem die stärksten Privilegien gelten und der am klarsten die Zugehörigkeit zu bestimmten gesellschaftlichen Gruppen ausdrückt. Wer jagt, der will auch, dass andere (JägerInnen wie NichtjägerInnen) das wahrnehmen, denn als JägerIn ist man wer.

Es scheint mir von höchster Wichtigkeit, die Scheu zu überwinden und auch die weniger positiv besetzten Motive offen zuzugeben. Das darf kein Tabuthema sein, sonst blockiert es die Entwicklung zu einer reifen und selbstkritischen Jägerpersönlichkeit. Und es ist ja zunächst einmal gar nicht schlimm, dass Menschen Macht ausüben und Status besitzen wollen. Der Manager oder die Politikerin wollen das auch, ebenso der Wissenschaftler, der ein Experiment macht, oder der Pilot, der ein Flugzeug „beherrschen“ lernt. Macht und gesellschaftlicher Status sind in unendlich vielen Zusammenhängen von fundamentaler Bedeutung. Warum also leugnen, dass das auch bei der Jagd gilt?

Ziel der Ethik wäre es nun aber, diese vier hauptsächlichen Motivationen, die faktisch da sind (vermutlich zu einem guten Teil als uns angeborene emotionale Dispositionen, deren genetische Programme in die Frühzeit der Menschheit zurückreichen), zu formen und zu gestalten, und zwar so, dass die Lust des Jägers in einer Weise ausgelebt wird, die den Bedürfnissen und Möglichkeiten der

anderen Beteiligten im Beziehungsnetz „Jagd“ (siehe I.2) gerecht wird.

2.2 Die tierethische Basis: Kein Zweckegoismus, sondern Ehrfurcht vor jedem Mitgeschöpf!

In allen neueren Ansätzen der Tierethik, die über den Empirismus der utilitaristischen Herangehensweise hinausreichen, die also im eigentlichen Sinne „ontologische“ oder „transzendente“ Ansätze sind, wird dem Tier ein „intrinsic Wert“, d.h. ein „Eigenwert“ oder auch eine „geschöpfliche Würde“ zuerkannt⁵. Denn das Tier ist ein eigenständiges „Subjekt eines Lebens“ (Tom Regan), es hat als solches einen Wert, weil es eigene Fähigkeiten und Möglichkeiten besitzt (Paul W. Taylor), es ist wertvoll (valuable), weil es selbst Wertungen vollziehen kann (valueability) und bestimmte Dinge für sich als gut betrachtet, andere nicht (Prozessphilosophie, z.B. Frederick Ferré, Charles Birch, John B. Cobb), und es besitzt in analogem Sinne so etwas wie Freiheit und Autonomie (Friedo Ricken, Michael Rosenberger im Gefolge aristotelischer Gedanken). Ja, wenn wir es aus christlicher Perspektive betrachten: Es ist von Gott selbst geschaffen und gewollt, um seiner selbst willen und nicht nur als Material für den Menschen (Gen 1-2). Es ist ein Mitgeschöpf des Menschen im einen Lebenshaus der Schöpfung.

Wenn wir dem Tier aber so etwas wie Eigenwert oder Würde zuerkennen müssen, dann sind wir zugleich verpflichtet, es entsprechend zu behandeln. Und das heißt nach Immanuel Kant (der Würde damals freilich nur dem Menschen zusprach): Den Träger von Würde müssen wir in seiner Eigenständigkeit achten. Wer Würde hat, verdient Respekt und Ehrfurcht. Wir dürfen ihn benutzen, aber nicht ausschließlich unter Nutzenaspekten betrachten. Wir dürfen unsere Interessen und Bedürfnisse ihm gegenüber ins Spiel bringen, aber wir müssen auch seine Interessen und Bedürfnisse „würdigen“, d.h. wahrnehmen und fair und unparteiisch gegen die unseren abwägen. Gegenüber einem Träger von Würde ha-

⁵ Siehe dazu besonders: Michael Rosenberger 2001, Würde/Eigenwert der Geschöpfe, in: Ders., Im Zeichen des Lebensbaums. Ein theologisches Lexikon der christlichen Schöpfungs-spiritualität, Würzburg, 193-204.

ben wir auch Pflichten, ihm müssen wir Gerechtigkeit widerfahren lassen.

In den Ritualen der Jagd steht diese Ehrfurcht vor dem Tier als unserem Mitgeschöpf klar im Zentrum. Wenn der Jäger nicht gleich nach dem Schuss zum erbeuteten Tier eilt, sondern dieses noch einige Minuten für sich liegen lässt. Wenn dem erbeuteten Tier der „letzte Bissen“ ins Maul gesteckt wird. Wenn man sich davor hütet, über das tote Tier darüber zu steigen. Wenn der Tod verblasen wird. Immer dann wird die geschuldete Ehrfurcht vor dem Tier auszudrücken versucht.

In einem relativ krassen Gegensatz dazu steht die geläufige Rede vom „Stück“. Das mag wertschätzend gemeint sein und das jagdbare Tier gegenüber dem nicht jagdbaren höher stufen. Aber Vorsicht: Jedes Tier - ob jagdbar oder nicht - ist mehr als ein Stück! Es ist ein unverwechselbares, einmaliges Individuum. Es ist ein Mitgeschöpf, das uns als seine „Geschwister“ von Angesicht zu Angesicht anschaut. Das sollten wir nicht vergessen. Hier muss jede Verdinglichung und jedes reine Zweckdenken vermieden werden!

2.3 Erste Konsequenz: Kein unnötiger Jagddruck, sondern Rücksicht!

Die Achtung vor dem Tier ist folglich die alles andere tragende und unerlässliche tierethische Grundtugend für JägerInnen. Und was Achtung bzw. Ehrfurcht bedeuten, das wird uns religiös insbesondere durch die gottesdienstlichen Verhaltensweisen vermittelt:

Wie man vor dem Allerheiligsten eine Kniebeuge macht; wie man im Kirchenraum andächtig und still ist; wie man bei der Kommunion die Hostie behutsam und vorsichtig mit den Händen aufnimmt; all das und noch viel mehr kann uns eindrücklich klar machen, was Ehrfurcht und Achtung bedeuten. So also sollen JägerInnen jedem Tier begegnen.

Drei weitere tierethische Grundhaltungen ergeben sich aus diesem Respekt vor dem Tier. Zunächst einmal die größtmögliche Rücksicht auf das psychische Wohlbefinden des Tieres. Unweigerlich verursacht das Jagen einen gewissen „Jagddruck“. Damit ist der Druck gemeint, den das Wild empfindet, wenn es wahrnimmt, dass es gejagt wird, und der es scheu und

ängstlich macht. Es ist evident, dass die Rücksicht es erfordert, so wenig Jagddruck wie möglich auszuüben. Ehrfurcht vor dem Tier und Gerechtigkeit gegenüber dem Mitgeschöpf verlangen, den psychischen Stress des Tieres jederzeit zu minimieren.

Natürlich wird es im konkreten Fall Probleme geben, den Jagddruck eines bestimmten jagdlichen Vorgehens exakt zu bestimmen und ihn mit dem Jagddruck alternativer Methoden zu vergleichen: Welche Indikatoren geben hier sichere Auskunft (neurophysiologische wie die Konzentration von Stresshormonen; ethologische wie bestimmte Reaktionen der Tiere; usw.)? Gleichwohl werden sich die Konsequenzen für die Methodenwahl der Jagd, für die Festlegung begrenzter Jagdzeiten sowie für die Art der Waffen meistens doch hinreichend klar bestimmen lassen (siehe unten 3.)

2.4 Zweite Konsequenz: Keine Lieblosigkeit, sondern Sorgfalt bei der Jagdausübung!

Eine zweite unmittelbare Konsequenz aus der Ehrfurcht vor dem Mitgeschöpf ist die Tugend der Sorgfalt. Diese Sorgfalt gilt einerseits im Umgang mit dem noch lebenden Tier, etwa im Mühen um größtmögliche Qualität des Schusses durch optimales Training in Schießzentren. Ein schlechter Schuss vergrößert das psychische und physische Leiden des Tieres und ist, wenn er auf mangelnder Vorbereitung beruht, eine grobe Missachtung der Mitgeschöpfe. Ebenso beinhaltet die Sorgfalt die sachgerechte und tiergerechte Wahl jener Tiere, die man schießt. Hier darf es nicht in erster und einziger Linie um die optimale Trophäe gehen, sondern hier muss auch berücksichtigt werden, welche Tiere man vernünftigerweise einer Population entnehmen kann. Das bedarf einer gehörigen Kenntnis der Verhaltensbiologie und der Populationsökologie.

Auf der anderen Seite zeigt sich die gebotene Sorgfalt auch im Umgang mit dem erbeuteten Wildbret: Der achtsame und sachgerechte Umgang mit dem Fleisch ist keine Beliebigkeit, sondern ein ethisches Gebot erster Güte. Das zügige Aufbrechen des Tieres, die sorgfältige Lagerung beim schnellen Transport sowie die fachgerechte Nachbehandlung

des Fleisches zeigen, dass jemand die kostbare Gabe begriffen und gewürdigt hat, die das Tier mit seinem Leben hergeschenkt hat. Wenn, wie ich mehrfach hörte, der Begriff „Fleischjäger“ im deutschen Sprachraum noch immer ein viel benutztes Schimpfwort ist, dann haben hier offenkundig zahlreiche JägerInnen die Ehrfurcht vor dem Tier noch nicht erworben. Das Fleisch des erbeuteten Tieres gering zu schätzen ist Ausdruck einer krassen Lieblosigkeit.

2.5 Dritte Konsequenz: Kein Hass auf das Raubwild und keine Geringschätzung des trophäenlosen Wildes, sondern Gleichbehandlung!

Vielfach beobachtet man eine starke Hierarchisierung der Tiere: Da sind die „Lieblinge“ der JägerInnen, nämlich jene Tiere, die Trophäen tragen. Sie werden gehegt und gepflegt, ihnen gilt die maximale Aufmerksamkeit und Sorge.

Auf einer zweiten Stufe der Hierarchie stehen die trophäenlosen „Nutztiere“. Ihnen schlägt in der Regel Nichtbeachtung und Geringschätzung entgegen. Sie werden dort mitgehegt, wo das nicht anders möglich ist, aber es handelt sich dabei im Grunde nur um einen Kollateraleffekt. Auf der dritten Stufe stehen die Beutegreifer, das Raubwild. Oft genug werden sie direkt bekämpft, man sieht sie als KonkurrentInnen an und stellt ihnen (trotz aller Beteuerungen der Jagdverbände zum Teil sogar mit üblen Methoden wie dem Einsatz von Gift) nach. Aber das geschieht dann nicht mehr rational und maßvoll, sondern oft sogar in blindem Hass und tiefer Aggression.

Diese abgrundtiefe Ungleichbehandlung von Fleisch- und Pflanzenfressern sowie von Trophäenträgern und Nicht-Trophäenträgern ist ethisch nicht zu rechtfertigen. Tierethisch betrachtet handelt es sich bei allen Tieren um Mitgeschöpfe, die Gott geschaffen hat, die leben wollen und zum mindesten Respekt und Gleichbehandlung verdienen. Ökologisch gesehen sind sie alle MitbewohnerInnen des einen Lebenshauses der Schöpfung, in dem die JägerInnen für ein vernünftiges Populationsmanagement sorgen sollen.

Und wirtschaftlich betrachtet geht es um ein solides Nutzen- und Schadenmanagement bei allen Tierarten.

2.6 Die zwischenmenschliche Grundhaltung: Kein Jagdneid, sondern Fairness!

Rücksicht, Sorgfalt und Gleichbehandlung - das sind drei aus der Grundhaltung der Ehrfurcht vor dem Mitgeschöpf abgeleitete Tugenden für den Jäger. Nun hatte ich freilich betont, dass im Beziehungsnetz der Jagenden auch die JagdkollegInnen eine große Rolle spielen. Hier möchte ich nur eine, allerdings extrem wichtige Tugend ansprechen.

Wie ich von verschiedenen Seiten höre, ist das Konkurrenzdenken unter JägerInnen sehr stark ausgeprägt. Das verdankt sich natürlich dem oben erwähnten sportlichen Charakter der Jagd. Sport hat immer mit Wettbewerb und Konkurrenz zu tun, er hat „agonalen Charakter“, wie die Philosophie sagt, und das lässt sich auch gar nicht vermeiden⁶. Die ethische Herausforderung ist es dann aber, die Konkurrenzsituation so zu formen und zu gestalten, dass sie zu mehr und nicht zu weniger Mitmenschlichkeit führt. Sportlicher Wettkampf kann Menschen entzweien, er kann und soll sie aber eigentlich verbinden.

Nun richtet sich die sportliche Konkurrenz bei der Jagd vornehmlich auf die Trophäen. Trophäen- oder Hageschauen, deren eigentliches Ziel die Kontrolle der Sachgerechtigkeit der Jagd ist, werden de facto zu einem wichtigen rituellen Medium des sportlichen Wettbewerbs. Und auch über diese hinaus wissen JägerInnen ihre sportlichen Erfolge gut zu präsentieren. Damit sind aber dem Neid Tür und Tor geöffnet. Man gönnt dem anderen seine Erfolge nicht, sondern argwöhnt unlautere Methoden und unsachgemäßes Vorgehen. Man redet die Erfolge anderer schlecht und macht die Trophäen madig.

Um dem Jagdneid zu entgehen und wirkliche sportliche Fairness walten zu lassen, ist ein Blick in die gut ausgearbeitete Sportethik hilfreich. Auch dort sind Trophäen selbstverständlich und kaum verzichtbar. Sie dienen als Motivationsfaktor, der die SportlerInnen zu Höchstleistungen anspornt. Sie dienen zur Anerkennung dieser Höchstleistungen

⁶ Siehe dazu: Bernd Wirkus 1998, Erfolg/Misserfolg, in: Lexikon der Ethik im Sport, 122-128, und Michael Krüger 1998, Wettkampf, in: ebd. 616-622.

seitens der MitbewerberInnen wie auch des Publikums. Und sie symbolisieren die religiöse Dimension des Sports, denn letztlich ist der Sieg immer auch ein unverdientes Geschenk und eine „Gnade“, wie wir theologisch sagen würden.

Aber die Sportethik weiß schon seit Urzeiten, dass eine zu starke Konzentration auf Trophäen Gift für die Seele ist. Wo jemand mit aller Macht unbedingt gewinnen will, verdirbt das den Charakter. Die Versuchung wird groß und größer, zu unlauteren Methoden zu greifen, um auf jeden Fall zu gewinnen - das Doping in etlichen Sportarten ist ein beredter Beweis dafür. Außerdem neidet der nur auf den Erfolg Fixierte dem Sportkollegen seinen Erfolg, und statt Gemeinschaft stiftet so ein wunderschönes Tun wie der Sport plötzlich Zwietracht, Missgunst und Streit.

Dem setzt die Sportethik ein doppeltes Motto entgegen: Einerseits betont sie - in dem modernen Spruch „fair geht vor“ kompakt zusammengefasst - den Gedanken der Fairness. Sportliche Gegner sollen einander regelgerecht und aufrichtig begegnen, sonst kann kein echter Wettbewerb stattfinden. Andererseits kann das olympische Motto „dabei sein ist alles“ gar nicht ernst genug genommen werden. In erster Linie soll Sport einfach in sich Freude bereiten, indem Menschen sich mit ganzem Herzen und all ihren Kräften an einem Wettbewerb beteiligen. Das Sporttreiben ist das eigentlich Befriedigende, das Sichmessen mit KonkurrentInnen, die einem möglichst ebenbürtig sein sollen, denn sonst macht es ja keinen Spaß. Und dass man sich mit anderen, ähnlich guten SportlerInnen messen darf, das ist das eigentliche Geschenk und das Wunderbare des Sports.

Trophäen sind vielleicht die schönste Nebensache beim Sport, und sie mögen einen langen Weg der Vorbereitung und Mühe krönen. Aber sie dürfen nicht zur Hauptsache werden. Sonst pervertieren wir den Sportgedanken. Das sollten alle HobbyjägerInnen sehr ehrlich und selbstkritisch bedenken.

2.7 Die systemische Grundhaltung: Keine Gier, sondern Maßhaltung!

Wenn ich es richtig wahrgenommen habe, gibt es zahlreiche traditionelle Nor-

men der Jagdethik, die darauf zielen, jegliche Gier des Jagenden schon im Keim zu ersticken. In der Tat halte ich das für einen sehr wichtigen Aspekt. Überall, wo Menschen jagen und sammeln, sind sie gefährdet, der Gier und Sucht zu verfallen. Je mehr „Beutestücke“ jemand erworben hat (und das können Briefmarken genauso wie Geweihe sein!), umso stärker ist die Versuchung, nur noch die noch tolerieren, noch wertvolleren Trophäen wahrzunehmen und wie besessen danach zu trachten, auch die in Besitz zu nehmen.

Gier löst in uns den berühmten „Tunnelblick“ aus. Wir sehen nichts mehr rechts und links, sondern sind allein von dem einen und einzigen Ziel getrieben, das in Besitz zu nehmen, was uns verlockt. So ein Tunnelblick ist aber höchst gefährlich. Denn letztlich besitzt uns dann die erstrebte Trophäe, sie hat Macht über uns, wir werden unfrei und zu SklavInnen. Das Wort Jesu, dass wir nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen können (Lk 16,13), gilt nicht nur im Blick auf das Geld. Es gibt auch ganz andere Dinge, die wir wie besessen in Besitz nehmen und anhäufen wollen. Gott allein kann uns davon frei machen, sagt Jesus, denn er sagt uns: Du brauchst gar nicht alle Trophäen besitzen, du brauchst gar nicht wie verrückt jedem prächtigen Geweihtäger nachzustellen, denn du bist doch schon geliebt und angenommen. Ich, Gott, halte dich liebevoll in meiner Hand - alles andere ist demgegenüber zweitrangig!

Dem Laster der Gier setzt nicht erst die christliche Spiritualität, sondern schon die griechische Philosophie die Tugend der Maßhaltung entgegen. Maßhaltung meint, die Strebungen der eigenen Seele mit den Bedürfnissen der Polis, also der Menschengemeinschaft, und des Kosmos, also der Schöpfung, in Einklang zu bringen. Platon vergleicht das rechte Maß mit dem Zusammenklingen (griechisch „Symphonie“) von Seele, Kosmos und Polis. Für die Jagdethik wäre Maßhaltung folglich die Tugend, nur aus gutem Grund zu schießen und dort, wo dieser nicht gegeben ist, die eigene Lust zu Gunsten des Tieres als eines Teils des Kosmos zurückzustellen. Jagen allein um der Trophäen oder des Ruhmes wegen ist nicht verhältnismäßig, sondern unmäßig und maßlos.

Im Sinne der griechischen Philosophie ist die Maßhaltung jene Tugend, die die verschiedenen Systeme integriert: Das Ökosystem der Schöpfung ebenso wie die Wirtschafts- und Sozialsysteme der Gesellschaft. Maßhaltung ist also v.a. eine systemische Tugend. Die Bedürfnisse der verschiedenen Systeme sollen in Einklang, Harmonie miteinander gebracht werden. Sie sollen zueinander verhältnismäßig sein, proportional. Sie sollen aufeinander abgestimmt werden.

2.8 Die individualmenschliche und unreligiöse Grundhaltung: Keine Überheblichkeit, sondern Demut!

Überall, wo der Mensch mit der Schöpfung zu tun hat, darf er nicht vergessen, dass er selber ein winziger und zerbrechlicher Teil dieser Schöpfung ist. Er steht nicht über der Schöpfung, sondern in ihr, und gleicht den übrigen Geschöpfen in zwei fundamentalen Merkmalen: Er ist abhängig von der Schöpfung (und damit aus der Sicht des Glaubens auch vom Schöpfer), stets auf sie verwiesen, was wir in keinem anderen Vollzug so deutlich spüren wie im Essen und Trinken. Und der Mensch ist endlich, nämlich sterblich. Er ist aus Erde gemacht und kehrt zur Erde zurück (Gen 3,19).

Diese beiden Charakteristika der Geschöpfe - Abhängigkeit und Endlichkeit - könnte man nun als unangenehme und belastende Einschränkung unserer Existenz verstehen. Sie können aber - und das wäre die Perspektive des christlichen Glaubens - auch als befreiend und beschenkend gedeutet werden: Die Erfahrung der Abhängigkeit kann uns zeigen, dass wir im großen Zusammenhang der Schöpfung geborgen und getragen sind. Wir dürfen uns in den Kreislauf des Lebens hineinfallen lassen und brauchen unser Leben gar nicht alleine herstellen und sichern. Und das Wissen um die eigene Sterblichkeit birgt dann die Möglichkeit, jede Minute, jeden Augenblick unserer kurzen und eng begrenzten Lebensspanne als kostbar zu erleben. Denn würden wir ohne Ende auf dieser Erde weiterleben, wäre der einzelne Moment nichts wert. Erst durch ihre Knappheit wird die Zeit zu einem wertvollen Geschenk.

Genau diese beiden Einsichten - dass Abhängigkeit entlastend sein kann und

Endlichkeit das Leben kostbar macht - können uns bescheiden und zugleich dankbar machen. Diese Grundhaltung hat die christliche Spiritualität traditionell „Demut“ genannt. Der lateinische Begriff „humilitas“ wird von den frühchristlichen Theologen abgeleitet von „humus“, Erde. Demut ist das Wissen darum, dass wir von der Erde stammen und zur Erde zurückkehren. Und sie ist die dankbare Anerkennung dieser Tatsache, weil sie deren befreiende Wirkung begriffen hat.

JägerInnen mögen ebenso wie andere Menschen, die Macht ausüben, leicht in Versuchung sein, überheblich, arrogant und hochmütig zu werden. Gerade durch ihre Naturverbundenheit haben sie aber auch eine besondere Chance, die Urtugend christlicher Spiritualität, die Demut, anzunehmen und einzuüben und sich als kleine, zerbrechliche und gerade so wunderbare Geschöpfe im großen Lebenshaus der Schöpfung zu erfahren.

2.9 Der gute Jäger und die gute Jägerin

Im eingangs bereits angezeigten Schaubild möchte ich nunmehr die gefundenen und dargestellten Grundtugenden eintragen und damit die Architektur einer christlichen Tugendethik für JägerInnen verdeutlichen (siehe *Grafik*).

3 Ethische Prinzipien des jagdlichen Handelns (Normethik)

Während es in der Tugendethik um die Grundhaltungen ging, die die JägerInnen zu ethisch subjektiv guten Menschen (nämlich zu Menschen mit guter Absicht) machen, geht es im zweiten Teil um Prinzipien, d.h. allgemeine Regeln, die das jagdliche Handeln zu einem ethisch objektiv richtigen Handeln machen. Das sind zwei Aspekte, die nicht immer miteinander überein gehen müssen: Ein Jäger kann in bester Absicht das objektiv Falsche tun, und ein anderer Jäger kann das ethisch Richtige in böser Absicht vollziehen.

Was also sind wichtige Grundprinzipien einer ethisch verantwortlichen Jagd? Die meisten davon sind in dem m.E. sehr guten Buch „Nachhaltigkeit der Jagd“⁷ auf-

Mitmenschen (bes. JägerkollegInnen): Fairness und Gemeinsinn		Tiere (jagdbare und nicht jagdbare): Ehrfurcht
	JägerIn: Demut	
System Wirtschaft (Jagd-, Forst-, Land-, Tourismuswirtschaft): Maßhaltung, Ausgleich		Ökosystem/Biosphäre: Maßhaltung, Ausgleich

geführt und sogar so weit konkretisiert, dass ihre Verwirklichung an Hand von einzelnen Kriterien geprüft und bewertet werden kann. Ich brauche dem kaum weitere Kriterien oder Prinzipien hinzufügen. Allerdings möchte ich als Ethiker auf eine methodische Begrenzung des Buches hinweisen: Das Buch fragt ausschließlich nach der Nachhaltigkeit der Jagd. Es betrachtet die Jagd folglich nur unter systemischen Gesichtspunkten, denn Nachhaltigkeit bezieht sich definitionsgemäß auf Systeme, namentlich auf das Ökosystem, das Wirtschaftssystem und das Sozialsystem. Nicht direkt in den Blick kommt im Nachhaltigkeitsparadigma das einzelne tierische oder menschliche Individuum. Damit beschränkt sich ein Buch, das allein auf die Nachhaltigkeit der Jagd schaut, auf die unteren beiden Komponenten des von mir skizzierten Beziehungsnetzes der JägerInnen. Tiere kommen nur als Teile von Systemen in den Blick, ihr Wohlergehen wird ausschließlich als Wirtschaftsfaktor (z.B.: größeres Wohlergehen = mehr und besseres Fleisch) oder als Ökosystemfaktor wahrnehmbar. Das mag nicht unwesentlich sein und durchaus zu positiven Effekten für das Tier führen. Aus ethischer Perspektive reicht es jedoch nicht aus. Deswegen möchte ich im Folgenden einige Grundprinzipien des Handelns für jedes der Beziehungsfelder nennen und jeweils einzelne Beispiele der konkreten Anwendung dieser Prinzipien anführen.

3.1 Tierethische Prinzipien

Die Jagd soll so durchgeführt werden, dass sie für die jagdbaren wie nichtjagdbaren Tiere die geringst mögliche Beeinträchtigung, insbesondere den geringst möglichen Jagddruck verursacht.

- Vertrautheit des Jägers mit „seinen“ Tieren/seinem Revier

- Möglichst kurze Jagdzeiten unter Ausschluss von Brunft-/Balz- und Aufzuchtzeiten; keine Jagd während der Nacht
- Möglichst schonende Jagdmethoden und Jagdgeräte (Schusswaffen mit kurzer Reichweite, weil das Tier das lernt; kein Gift!)
- Sachgerechte Ausübung der Jagd (Schussqualität)

Die Jagd muss dem Sozial- und Individualverhalten der Tiere Rechnung tragen.

- Kein Abschuss von Muttertieren
- Möglichst wenig Beeinträchtigung natürlichen Lebensrhythmen und Lebensweisen der Tiere
- Befassung mit den neuesten verhaltensbiologischen Erkenntnissen

Die Jagd muss das erbeutete Wildbret mit höchster Sorgfalt verwerten.

- Keine Reduktion des Tieres auf die Trophäe

3.2 Soziokulturelle Prinzipien

Die Jagd muss im offenen und konstruktiven Dialog mit der Bevölkerung stehen.

- Berücksichtigung der Bedürfnisse der allgemeinen Bevölkerung
- Berücksichtigung der Bedürfnisse der ortsansässigen Bevölkerung

Die Öffentlichkeit hat ein Recht und eine Pflicht (!), das jagdliche Tun auf seine Qualität zu überprüfen.

- Methoden einer solchen Qualitätsprüfung müssen im Dialog vereinbart werden

Die Jagd soll Kameradschaft und fairen Umgang der JägerInnen untereinander fördern.

- Keine Reduktion der Jagd auf die Trophäen

3.3 Wirtschaftliche Prinzipien

Die Jagd muss in fairer Weise mit anderen Nutzungsformen der Landschaft

⁷ Martin Forstner/Friedrich Rohrmoser/ Wolfgang Lexer/ Felix Heckl/ Josef Hackl 2006, Nachhaltigkeit der Jagd. Prinzipien, Kriterien und Indikatoren, Wien.

abgestimmt werden.

- Alle wirtschaftlichen Belange berücksichtigende Abschusspläne
- Schadensminimierung und Schadensmanagement im Blick auf Land- und Forstwirtschaft

3.4 Ökosystemische Prinzipien

Die Jagd muss in fairer Weise mit den ökosystemischen Bedürfnissen (Biotoperhalt, Artenvielfalt) in Einklang gebracht werden.

- Berücksichtigung der Lebensraumkapazität
- Revierübergreifende Strategien für das Wildmanagement
- Wildökologische Raumplanung
- Sorge um den Gesundheitszustand des Wilds
- Alle ökologischen Belange berücksichtigende Abschusspläne
- Staatliches Schadensmanagement von Raubtieren

Die Jagd soll die innerartliche genetische Vielfalt, die Vielfalt der Arten von Tieren und Pflanzen sowie die Vielgestaltigkeit der Lebensräume aktiv fördern.

- Förderung gefährdeter Arten (auch von Raubwild)
- Beachtung der Jagdverbote
- Sicherung der innerartlichen genetischen Vielfalt
- Abschuss nicht nur der TrophäenträgerInnen
- Keine Ansiedlung nicht autochthoner Wildtiere
- Kein Aussetzen von Zuchttieren zur „Gatterjagd“

4 Symbole und Rituale der Jagd

Wenigstens kurz möchte ich auf einige Rituale der Jagd eingehen, die ethische Bedeutung haben bzw. gehabt haben (und wieder neu haben könnten!). Entscheidend ist bei Ritualen immer, dass ihr Sinngehalt jenen bewusst ist, die sie vollziehen. Gerät die Bedeutung eines Rituals in Vergessenheit, dann gleitet es in leeren Ritualismus ab. Und auf einmal vermehren sich Rituale, die von vorneherein sinnlos sind, weil sie gar nicht zu aussagekräftigen Symbolen taugen. Ob der Jäger den Beutebruch nun auf

der linken oder rechten Seite an den Hut steckt, ist gleichgültig. Eine diesbezügliche Festlegung ist ebenso unsinnig wie die vorkonziliaren Vorschriften der katholischen Messe, ob der Ministrant nun von rechts oder von links zum Altar zu kommen habe. Insofern wäre womöglich eine jagdliche „Liturgiereform“ mit der nötigen Reduktion auf das Wesentliche angebracht und hilfreich. Die folgenden Gedanken wollen dazu als Anregung verstanden werden.

Nach dem Schuss ist es Brauch, nicht gleich zum erschossenen Tier zu eilen, sondern eine Zeit (die berühmte „Zigarettenlänge“) abzuwarten und das Tier in Ruhe verenden lassen. Ganz jagdpraktisch verringert dieser Brauch den Jagddruck, weil andere Tiere den Tod ihres Genossen dann nicht mit dem Auftauchen des Jägers verbinden. Auch beruhigt eine kurze Atempause den Schützen selbst, der durch den Schuss in höchste emotionale Erregung versetzt ist. Symbolisch aber könnte der Brauch zugleich ein Zeichen der Ehrfurcht vor dem sterbenden Tier sein: Man lässt ihm Zeit, sein Leben auszuhauchen, man bemächtigt sich seiner nicht unmittelbar, sondern mit einer gewissen Verzögerung, man hält inne und gedenkt der Tatsache, dass hier ein Lebewesen gestorben ist.

Wenn darauf folgend ein Zweig in das Blut des Tieres getaucht und bei einer Gemeinschaftsjagd dem Schützen feierlich überreicht wird, damit dieser ihn als „Beutebruch“ an seinen Hut steckt, dann ist das ein Zeichen der Anerkennung für den guten Schuss und ein Zeichen des Sieges. Der grüne Zweig ist aber immer auch ein Symbol des Lebens: Das Tier hat sein Leben gegeben, damit wir leben können. So verstanden könnte der Beutebruch auch zum Zeichen der Demut werden: Wir wissen darum, dass wir von anderem Leben leben und abhängig sind, und wir nehmen das dankbar an.

Anschließend steckt der Schütze dem Tier einen grünen Zweig als „letzten Bissen“ ins Maul. So wie man einem zum Tode verurteilten Menschen eine letzte „Henkersmahlzeit“ gönnt, um ihm wenigstens auf diese Weise seine unveräußerliche Würde zu bezeugen, die er auch im Tode bewahrt, wird dem Tier (wenn auch nach dem Tode) symbolisch diese Mahlzeit gewährt. Damit zollt der

Schütze dem Tier als Mitgeschöpf seinen Respekt und vollzieht gleichsam mit gebührender Pietät ein Sterberitual. Die Vorschrift, nicht über das erlegte Tier zu steigen, verstärkt diese Ehrfurcht.

Sofern bei einer Gemeinschaftsjagd die Strecke gelegt und der Tod verblasen wird, sind auch das Rituale, die an ein menschliches Begräbnis erinnern und eine Verbindung dazu herstellen. Der Tod der Tiere wird bewusst wahrgenommen und symbolisch verarbeitet. Das Erlegen des Wildes ist eben kein beliebiger Vorgang wie das Nutzen einer Maschine oder das Gebrauchen eines Gerätes.

Auch die Legende des hl. Hubertus, der als Jagdpatron hoch verehrt wird, kann wichtige Impulse geben. Zwar ist die Geschichte von der Hirschjagd erst im 15. Jh. aus der Lebensbeschreibung des hl. Eustachius kopiert und übernommen worden. Jagdpatron war ursprünglich ebenfalls Eustachius, ab dem 16. Jh. dann Eustachius und Hubertus gemeinsam mit einem Fest am selben Tag, und erst ab dem späten 19. Jh. Hubertus allein. Gleichwohl kann die beiden zugeschriebene Legende uns wertvolle Impulse geben:

An einem hohen Feiertag geht Hubertus nicht in die Kirche, sondern - „den Nichtigkeiten der Welt ergeben“ - auf die Jagd. Es erscheint ihm ein Hirsch, der zwischen seinem Geweih das Zeichen des heiligen Kreuzes trägt. Hubertus hört eine Stimme, die ihm sagt: „Wenn du dich nicht in einem heiligmäßigen Leben zum Herrn bekennst, wirst du in die Hölle hinabsteigen.“ Er gibt daraufhin das Jagen auf und beginnt ein neues Leben.

Nun könnte man - paradoxer Weise - meinen, dass die Kernbotschaft der Legende sei, das Jagen aufzugeben, wolle man nicht in der Hölle landen. Das wäre allerdings eine zu enge Auslegung. Vielmehr muss man die symbolische Denkweise des Mittelalters richtig verstehen. Die Jagd nach dem Wild mag - solange sie nicht den Gottesdienst ersetzt - durchaus richtig und sinnvoll sein. Aber das Eigentliche ist die „Jagd“ nach dem Kreuz und dem Gekreuzigten, nach Christus. In einer Zeit, da manche meinen, sie könnten im Wald besser beten als in der Kirche und bräuchten daher den Gottesdienst nicht, ist das eine

sehr treffende Mahnung. Die Jagd mag ein erfüllender und befriedigender Beruf oder ein wundervolles und beglückendes Hobby sein. Aber sie ist trotz aller Rituale keine Religion. Denn das Letzte kann sie nicht geben - die umfassende Seligkeit des Menschen.

5 Waidgerechte Jagd

In der klassischen Tradition der Jagd spricht man oft von der „Waidgerechtigkeit“. Wenn man genauer hinschaut, was damit gemeint ist, stellt man schnell fest, dass es sich dabei um einen schillernden

Begriff handelt, der keineswegs eindeutig ist, der aber eine ethische Dimension impliziert und beansprucht (die nämlich im zweiten Wortteil „gerecht“ klar zum Ausdruck kommt).

Meine hier dargelegten Gedanken sind ein erster Versuch, den Begriff der Waidgerechtigkeit neu und ethisch angemessen zu füllen. Waidgerecht ist die Jagd dann, wenn sie sich an den hier dargelegten Grundhaltungen (Tugenden) Prinzipien (Normen) und Ritualen orientiert. Diesbezüglich gibt es keinen Unterschied zwischen BerufsjägerInnen

und HobbyjägerInnen. Denn m.E. gibt es kein Argument, die Hobbyjagd gänzlich abzulehnen. Aber es werden an HobbyjägerInnen höchste Ansprüche gestellt, Ansprüche, die mit dem Beiwort „professionell“ sicher treffend gekennzeichnet sind. Denn jedeR JägerIn hat es mit dem Kostbarsten zu tun, was der Schöpfer uns in die Hände gelegt hat:

Mit lebendigen Wesen, die Gott als seine Geschöpfe liebt und die für uns Menschen Mitgeschöpfe oder - wie es der hl. Franz von Assisi ausgedrückt hat - Schwestern und Brüder sind.

